

# Abbruch und Aufbau in der Politik

Autor(en): **Schindler, Dietrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1929)**

Heft 10

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759850>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

## Abbruch und Aufbau in der Politik

Bemerkungen im Anschluß an: Gonzague de Reynold *La Démocratie et la Suisse.*  
von Dietrich Schindler

Siebzig Jahre lang hat die freisinnig-demokratische Partei die Schweiz regiert; sie hat während der Zeit größter wirtschaftlicher Umbildungen und Entwicklungen das politische Heft in der Hand geführt; sie hat geschafft, gebaut, gefördert und an wirkender Intelligenz und Tüchtigkeit andere übertroffen. Allein neben der praktischen Tätigkeit, die ihre Stellung notwendig mit sich brachte, ist das staatstheoretische Denken zu kurz gekommen. Man hat in ihren Kreisen mit der Zeit vergessen, welche Kraft einer staatsphilosophischen Grundanschauung entspringt. Wohl kennen wir aus praktischer Erfahrung die Fruchtbarkeit (und die Schranken) liberaler Grundsätze, aber wir haben sie gedanklich zu wenig vertieft und uns – ein Beispiel – selten Rechenschaft gegeben über die Voraussetzungen liberaler Politik nach der weltanschaulichen und persönlichen Seite. Gerade diese Frage der Voraussetzungen ist wichtig. Denn der Liberalismus ist nicht ein geschlossenes Gedankensystem, wie andere politische Richtungen. Er hat nicht für alles ein Programm bereit, hat nicht jedem Ding seinen Platz im Universum angewiesen. Sondern er ist im wesentlichen ein System der Kräftebefreiung; er zählt auf diese Kräfte, setzt sie, ohne sie selbst zu schaffen, zur Vervollständigung des sozialen Organismus neben dem Staatlichen als notwendig voraus. Aber gerade deshalb steht er und fällt er, wenigstens im Urteil der Zeitgenossen, mit der Qualität der von ihm entfesselten Kräfte. Er wird für Dinge verantwortlich gemacht, die er nicht wollte, aber auch nicht verhinderte.

Aber staatsphilosophische Gedanken hat man sich im Drang der Geschäfte nicht mehr häufig gemacht, oder sie weder praktisch noch (was hier interessiert) theoretisch ausgenützt. Die Aufstellung politischer und wirtschaftlicher Theorien und die systematische Bearbeitung des Volkes fiel deshalb in die Hände von Leuten, denen oft das Bewußtsein kultureller Verantwortlichkeit fehlte; sie haben Synthesen – wenn auch falsche – geboten, zusammenfassende Formeln aufgestellt, mit denen sie, um eines augenblicklichen agitatorischen Vorteils willen, dauernde Werte zerstörten. Erst spät besann man

sich auf die Notwendigkeit einer über die praktische Tagesaufgabe hinausgehenden politischen Bildung des Volkes und schuf da und dort einen staatsbürgerlichen Unterricht, ohne natürlich den Mangel eines geschlossenen Gedankensystems auf dem andere politische Parteien beruhen, wettmachen zu können.

Bei dieser Sachlage ist jedes Werk zu begrüßen, das schweizerisches Staatsleben von einem philosophischen Gesichtspunkt aus zu erfassen sucht. Gonzague de Reynold hat dies getan in seinem, auch in dieser Zeitschrift besprochenen Buch *La Démocratie et la Suisse; Essai d'une Philosophie de notre Histoire nationale* (1929). Es ist ein Werk, das reich ist an treffsicheren Beobachtungen und interessanten Kritiken, teils Zustimmung, teils Widerspruch fordernd, immer zum Denken anregend. Zwar entspricht es mit seiner katholischen, traditionalistischen und föderalistischen Tendenz nicht dem Programm der freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz, aber man sollte auch in ihren Kreisen für die Darlegung des Entgegengesetzten dankbar sein, da es, noch mehr als das Gleichartige, zur Klarlegung des eigenen Standpunktes führt. Und über dem Gegensätzlichen steht ein im heutigen Moment wichtigeres Gemeinsames: der Wille zum Bewahren und Aufbauen geistiger Werte (« il s'agit de reconstruire, de vérifier et de remettre en place les valeurs ») gegenüber den mannigfaltigen Versuchen zur Auflösung und Vernichtung. Es sollte kein Zweifel aufkommen dürfen, daß in dem Gegensatz Aufbau-Zerstörung Katholizismus und Freisinn auf einer Seite stehen, denn dieser Gegensatz (der auch innerhalb der Linksparteien, teils offen, teils latent besteht) ist stark genug, um andere Differenzpunkte vorübergehend in den Hintergrund treten zu lassen.

Es ist deshalb, auch vom Standpunkt der freisinnig-demokratischen Partei, zu bedauern, daß in der *Politischen Rundschau*, der Monatsschrift der Partei, vor kurzem eine grobe Polemik gegen de Reynolds Werk erschien, die durch das Buch selbst in keiner Weise gerechtfertigt ist. Schon der auf Effekt berechnete Titel « Eine klerikal-fascistische Philosophie der Schweizergeschichte » ist eine Entstellung – aber für den Ton der Besprechung, die auch vor persönlichen Ausfällen nicht zurückschreckt, bezeichnend – denn de Reynold lehnt den Fascismus für die Schweiz gerade ab (S. 334/5). (Sollte der Rezensent der Versuchung erlegen sein, grob zu werden, weil das eine einfache Einstellung ist, die dem Schweizer immer gelingt, besonders wenn sie sich nach « rechts » und gar gegen einen Einzelnen richtet?) Es ist auch falsch, das Buch von den Flammen demokratischer Entrüstung verzehren zu lassen, weil

es an unserer Demokratie Kritik übt. Unsere Demokratie steht zu fest und gesund da, als daß sie zu ihrem Schutz pro-demokratischer Ketzergerichte und Scheiterhaufen bedürfte. Aber es ist anderseits klar, daß jede Staatsform, auch die unsere, ihre besonderen Schwächen und ihre spezifischen Entartungsmöglichkeiten aufweist und daß das beste Mittel, Gefahren zu entgehen, darin besteht, auf sie aufmerksam zu machen. De Reynolds Buch sollte auch dem Freisinn zur Prüfung und Selbstbesinnung Anlaß geben. Er findet darin viel mehr Positives als in der Kritik von links. Auf einiges sei im Folgenden hingewiesen. ✓

De Reynold sagt über seinen eigenen Standpunkt: «il était bon d'évoquer l'histoire suisse en poète, de la juger en philosophe, et de points de vue qui ne sont pas ceux auxquels se place le plus grand nombre.» Er stimmt Alfred de Vigny zu, der erklärt «que le seul rôle politique d'un écrivain consiste à se rendre fort sur ce qui manque à la nation: c'est ce que nous avons toujours essayé de faire.» Hieraus ergeben sich interessante Schlaglichter. Hierin liegt die Stärke, aber auch die Schwäche der Schrift; Stärke in der Beurteilung des Ideellen, Schwäche darin, daß für die Stellungnahme zu dem im engern Sinne Politischen kein ganz angemessener Standpunkt gewonnen wird. Das Buch will den Gegensatz zwischen der «démocratie historique» und der «démocratie théorique» herausarbeiten. Unter der ersteren versteht de Reynold die schweizerische Demokratie, von aristokratischen Elementen durchsetzt (constitution aristo-démocratique), wie sie bis 1798 bestanden hat, unter letzterer die mit der Französischen Revolution entstandene, abstrakt egalitäre, zum Sozialismus führende moderne Demokratie. Die heute noch vorhandenen, wahrhaft lebendigen Kräfte der Schweiz, die sich mehr und mehr in Widerspruch zum heutigen «pays légal» befänden, hätten ihren Ursprung in der Zeit vor 1798; dies in Bestätigung des alten Axioms, das de Reynold an den Anfang seines Werkes stellt, daß jeder Staat durch diejenigen Kräfte sich erhalte, die ihn geschaffen haben.

Aber der Gegensatz historischer und theoretischer Demokratie scheint mir zu scharf gesehen. Die moderne Demokratie kommt in dieser Gegenüberstellung zu kurz. Sie ist besser als sie, auf ein geistig-politisches Strukturprinzip reduziert, erscheinen möchte. Es ist ja richtig, daß «tout régime périt par l'exagération de ses propres principes». Aber die moderne Demokratie hat, gerade weil sie im Volk ruht, die ihr zugrunde liegenden Prinzipien nicht bis in die letzten logischen Konsequenzen ausgenützt. Die moderne Demokratie hat die alte vor-

gefunden und sie zum Teil in sich aufgenommen, selten in die Gesetzestexte, häufiger aber in die Praxis. Dieser Synthese von Altem und Neuem verdankt sie ihre Lebenskraft. Friedrich Gentz hat einmal, im Anschluß an Schlosser, als die Quintessenz seiner Weltansicht ausgesprochen: «Eine rationelle Bildung, wenn sie einseitig oder über ihre Grenzen gesteigert ist, fordert ganz ebenso ihre traditionelle Ergänzung, wie umgekehrt eine traditionelle Bildung, wo sie erstarrt und der Natur der Menschen entfremdet ist, rationelle Belebung fordert.» Dem scheint die schweizerische Demokratie des 19. und 20. Jahrhunderts im großen und ganzen gefolgt zu sein. Es ist ein Glück für sie, daß das Volk einerseits gefühlsmäßig wurzelt im autochthon Gewordenen, andererseits in der modernen Demokratie diejenigen einfachen, auf mechanischen Grundvorstellungen beruhenden Formen politischer Betätigung besitzt, die dem heutigen Intellektualismus angemessen sind. An einer Stelle (S. 218) gibt das übrigens de Reynold selbst zu. Aber was de Reynold sagt, liegt gleichsam in der Luft und es ist die Pflicht jedes Politikers, in erster Linie des bürgerlichen, auf die Gleichgewichtsstörungen im staatlichen Organismus ein wachsames Auge zu haben.

Eindringlicher sagt de Reynold über unsere kulturelle Lage: «*Nous avons le sentiment d'étouffer dans le matérialisme et la médiocrité*» (S. 313). Das ist scharf, aber nicht falsch, ebensowenig, was über die «*anarchie intellectuelle*» zu lesen ist (S. 314). Auch die Stärke des interessanten Kapitels über Zürich liegt in einer auf historischer Grundlage entwickelten Analyse der kulturellen Stellung unserer Stadt. Nicht mit Unrecht sagt er, daß dem Zürcher «*le sens des affaires enlèvera un peu celui des impondérables, des différences et des inégalités*» (S. 129). «*Une certaine sécheresse, une certaine «Nüchternheit» vient de Zwingli et du protestantisme zuricois et, antérieurement, du village alémanne qu'on sent toujours sous cette ville*», wobei freilich zu ergänzen wäre, daß der Protestantismus Zwinglis, abgesehen von seinem unmittelbar religiösen Wert, die Quelle einer geistigen Disziplin und einer Kraftkonzentration geworden ist, die sich, von allen Standpunkten aus sichtbar, in großer äußerer Arbeitsleistung (les Zuricois... sont les plus travailleurs des Suisses) kundgetan hat. «*Les villes d'affaires ont une double tendance: vers la ploutocratie et vers le prolétariat.*» «*On ne saurait nier que le type du vieux Zuricois ne tende à s'effacer plus vite que celui du vieux Bâlois, Bernois ou Genevois*»; wirklich hat die starke Zuwanderung wenig traditionell Zürcherisches übrig gelassen,

selbst den Dialekt verwischt. Zürich repräsentiert heute kaum mehr sein früheres Selbst, eher deutschschweizerischen Durchschnitt. Sehr wahr ist auch die Feststellung: « La force du patriciat fut d'avoir su transposer son esprit de commandement, et même de domination, du domaine politique où il ne pouvait plus s'exercer, dans le domaine économique où il s'ouvrait une royauté nouvelle. Et pourtant, ce n'est qu'une force relative, propre à sauver les individus, parfois la famille, au détriment de la classe sociale. »

Unter den positiven Vorschlägen interessieren die politischen: Föderalismus, Kampf dem Etatismus, Schaffung von « corporations » (ein Gedanke, dem die nähere Ausführung fehlt) hauptsächlich in ihrer Rückwirkung auf das kulturelle Leben. Daneben stehen zwei Forderungen, welche das letztere unmittelbar betreffen: Stärkung der Familie, Reform der Schule. « Nous ne pouvons plus ne pas nous demander si l'école publique, telle que nous la concevons, ne risque pas de dégénérer en un instrument de parti, de propagande révolutionnaire, en un monopole aux mains d'instituteurs syndiqués. » Daher müsse der Familie und der Kirche mehr Einfluß gewährt werden. Wie weit die angeführte Behauptung zutrifft, ist schwer festzustellen. Auf alle Fälle nennt sie einen Punkt, dem alle Aufmerksamkeit zuzuwenden ist.

Im übrigen enthält das Buch eine solche Fülle treffender Beobachtungen, daß darauf unmöglich eingetreten werden kann, ohne diese Bemerkungen ungebührlich anschwellen zu lassen. Nur noch wenige Beispiele seien gegeben. Der alemannische Mensch, der glänzend charakterisiert wird, besitze treffliche Eigenschaften, aber nur « en puissance. Pour qu'elles se transforment en acte, il faudra presque toujours une impulsion du dehors. » (S. 68.) Wer hätte bei uns nicht auch schon den Eindruck gehabt, daß die Begabungen nur schwer, häufig gar nicht zur Entfaltung gelangen? « Le moyen âge ignorera la politique, au sens que nous donnons aujourd'hui à ce mot: il n'aura point les idées, toutes modernes, de la nation et de l'État » (S. 82/83). « Tout historien sait, ou devrait savoir, que les idées comptent autant que les faits, car elles contiennent les faits en puissance » (S. 95). « Il faut, dit Chesterton, beaucoup plus craindre la folie des vertus que la folie des vices » (S. 174). Man treffe « une certaine grossièreté orgueilleuse et morose qu'on prend pour la marque du véritable esprit suisse et démocratique » (S. 274). « Que dire de notre «industrie hôtelière», elle qui répand chez nous des mœurs inférieures et une culture de palace? » (S. 282). De Reynold fordert eine aristokratische Haltung, über die er u. a. sagt (S. 340): « Volonté

de tendre à l'excellence au lieu de s'abandonner à une médiocrité facile. L'esprit aristocratique... diffère de l'esprit démocratique parce qu'il est exempt d'envie et de jalousie à l'égard de tout ce qui dépasse le niveau commun.»

\*

Aber es soll hier nicht weiter aus de Reynolds Buch zitiert werden, es war mir nur darum zu tun, von neuem auf das Werk als eine Quelle reicher Anregung und interessanter Auseinandersetzungen hinzuweisen und der Verbreitung schiefer Urteile vorzubeugen, wie sie durch den Artikel der *Politischen Rundschau* erzeugt werden könnten.

Daran sei noch eine kurze Reflexion zum Kapitel « moderne Demokratie » angeknüpft durch Hinweis auf eine der verschiedenen Entartungsmöglichkeiten, die sie bedrohen. Gemeint ist die Gefahr, die liegt in der steigenden Diskrepanz zwischen der notwendigen Einfachheit der für die Beeinflussung der Masse geeigneten Vorstellungen und der zunehmenden Kompliziertheit des modernen Lebens. Jede Opposition profitiert davon, daß es den meisten Bürgern immer schwieriger wird, die soziale Wirklichkeit mit eigenen Augen zu sehen, und daß ein großer Teil des Volkes deshalb auf Vermittler und Interpreten dieser Wirklichkeit angewiesen ist. Das einfachste Mittel der Opposition liegt nun nicht in sachlicher Kritik, wozu es der Kenntnisse und des Verständnisses bedarf, sondern es besteht darin, dem Bürger, der den Einblick in die wirklichen Zusammenhänge und Triebfedern des politischen und wirtschaftlichen Lebens nicht hat, ein Zerrbild der Wirklichkeit vorzulegen, das um so sicherer wirkt, als es regelmäßig in raffinierter Weise an elementare Instinkte appelliert. Denn wo der Verstand nicht mitkommt, übernimmt der Affekt die Führung. « Dans l'état présent du monde tout problème technique trop complexe se tourne en problème sentimental. » Fabre-Luce hat dies für die internationale Politik gesagt, es gilt nicht minder für die innere.

Mag man auch den sachlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie mit Sympathie gegenüberstehen und die Hebung der Arbeiterklasse als eines der wichtigsten innerpolitischen Ziele anerkennen, so wird man doch nicht bestreiten können, daß die marxistisch orientierten Linksparteien sich in ihrer parteipolitischen Propaganda ausgiebig der Verdrehungen und Entstellungen bedienen. Es macht zum Beispiel immer Effekt, wenn man dem vermeintlichen Gegner niedrige Motive unterschiebt oder ihn sonstwie in aufreizender Gestalt darstellt. In dieser Methode liegt System, ja das Dogma des Klassenkampfes macht sie

geradezu zur Pflicht. Man überlege sich einmal, was für Vorstellungen der Durchschnittsleser einer sozialistischen oder gar kommunistischen Zeitung mit den Schlagworten « Kapitalist, Militarist, Bourgeois, Ausbeuter, sattes Bürgertum » und dergleichen verbindet, und man wird bemerken, daß in jedem dieser Worte eine Beschimpfung oder Verleumdung liegt, allerdings eine Verleumdung, die infolge einer eigenartigen Unbeholfenheit der Rechtstechnik (« die kleinen Diebe hängt man und die großen läßt man laufen ») juristisch nicht faßbar ist. Diese Schlagworte wirken wie Konkav- oder Konvexspiegel, die das wahre Bild der Gegenstände auf die lächerlichste Weise verzerren. Und um dem Parteivolk den Vergleich dieser Karikaturen mit der Wirklichkeit möglichst zu erschweren, wird es auch gesellig in besondern Sport- und Gesangsvereinen vom übrigen Volk abgekapselt. Für all dies gibt es nur eine « Rechtfertigung »: die agitatorische Wirkung. Der Arbeiterschaft soll ein Klassenbewußtsein beigebracht werden, um ihren gewerkschaftlichen, politischen (und revolutionären?) Kampfwert zu erhöhen. Aber die Agitation mit Verdrehungen ist ein zweiseitiges Schwert. Sie schafft Verbitterung, steigert den Widerstand der Gegenseite und hat manchem die Politik endgültig verkehrt, der auf Gemeinheiten etwas empfindlicher ist als der Durchschnitt, der aber gerade infolge seiner erhöhten Sensibilität, mit der in der Regel Intelligenz und Phantasie verbunden ist, der Politik ungemein wohl täte. Die Agitation mit Verdrehungen hat den weitem Nachteil, daß sie die Partei, die sich ihrer bedient, in die größte Verlegenheit bringt, sobald sie zur Macht gelangt oder sich dieser Lage nähert. Denn mit den zur Agitation geeigneten Vorstellungen läßt sich schlechthin nichts Positives leisten. Die Wirklichkeit mit ihrer reich nüancierten Gestalt, ihren unerwarteten Bindungen, aber auch ihren überraschenden Wirkungsmöglichkeiten taucht aus dem betäubenden Nebel der Schlagworte auf. Wenn die Politik sich nicht in stupider Destruktion erschöpfen will, so muß sie sich nun der Wirklichkeit anpassen. Das ist der Grund einer Erscheinung, die man etwa als « Verbürgerlichung » der an Anhängerschaft gewinnenden Sozialdemokratie bezeichnet. Doch handelt es sich gar nicht um die Rezeption spezifisch « bürgerlicher » Ideen, sondern um eine Anpassung an das allgemein Menschliche, naturhaft Gegebene, allem Parteidogma völlig fern Liegende. Und es ist erst noch die Frage, wie weit diese Anpassung gehen kann. Denn die Schlagworte sind zum Dämon geworden, der seinen Tribut fordert, ansonst er sich einer noch weiter links stehenden Partei zur Verfügung stellt, die die Spiegel-



fechtere mit falschen Ideologien von neuem beginnt. Diese Partei profitiert nun ihrerseits wieder von der vorhin genannten Diskrepanz zwischen der notwendigen Einfachheit der für die Beeinflussung der Masse geeigneten Vorstellungen und der zunehmenden Kompliziertheit des modernen Lebens. In dieser unfruchtbaren, periodisch sich wiederholenden, Aufregung und Streit verursachenden, den wirklichen Fortschritt hemmenden Agitation könnte die Demokratie schließlich irreparablen Schaden leiden.

Man gibt sich zu wenig Rechenschaft von der destruktiven Wirkung, den der lange betriebene politische Kampf mit Verdrehungen und Verleumdungen auf das öffentliche Leben im allgemeinen hatte. Er ist die Ursache für das etwas gedrückte, unfrische Wesen, das manche an unserer Innenpolitik bemerken wollen, er lähmt die Initiativen, läßt Kräfte brachliegen, ist schuld an dem oft recht niedrigen Ton der öffentlichen Diskussion und vernichtet das Edle, Humane, Menschenfreundliche, dessen Ära man mit der Demokratie angebrochen glaubte. Man sollte diese Zusammenhänge endlich sehen, auch auf sozialistischer Seite. Aber vielleicht begreift man sie nicht und dann behält de Reynold recht, der von den Deutschschweizern im allgemeinen sagt, sie seien « peu psychologues »: « la hierarchie des valeurs, l'importance des formes, les rapports des choses et les répercussions des actes leur échappent parfois. » Es hat auch viele Deutschschweizer, die diesen Mangel, der sich übrigens nicht nur bei ihren engeren Landsleuten vorfindet, empfinden.

\*

De Reynold hebt mit größtem Nachdruck die Bedeutung der Vergangenheit hervor. Er betont ihre Wichtigkeit vielleicht zu sehr, aber es ist notwendig in einer Zeit, die den Sinn für das Weiterleben der Vergangenheit in der Gegenwart verloren und sich damit selbst desorientiert hat. Wir sind nun einmal keine abstrakten Nummern, sondern historisch gewachsene Geschöpfe. Unsere Vorstellungen und Empfindungen, unsere Begriffe und Denkformen sind geschichtlich geworden; der rabiate Revolutionär ist erst recht in der Vergangenheit verkrampt, da er von ihrer Verneinung leben will, womit er allerdings, indem er sich ihrer vitalen Kräfte beraubt, sich selbst zu Tode reitet. Wir dürfen uns von der Vergangenheit ebensowenig ungestraft losreißen, wie der Baum von seiner Wurzel. Im Äußerlichen, Technischen, Organisatorischen zwar können wir Umsturz, Neuerungen, Veränderungen ertragen;

je tiefer aber die Kräfte und Werte liegen, desto mehr sind sie traditionsbedingt und traditionsgebunden.

Nur wenn das beachtet wird, ist ein wahrer Fortschritt möglich. Aus der Mißachtung entspringen die zahlreichen billigen Reformpläne und substanzlosen Phantastereien. Man kann unserer Kultur auch nicht beliebige fremde Sprößlinge aufpfropfen, sondern sie nur auf Wegen weiterbringen, die ihr einigermaßen kongenial sind. Antike und Christentum haben unsere Kultur geformt, sie sind untrennbar in sie eingegangen, sie sind für uns ebenso unentbehrlich und unauswechselbar geworden, wie das Herz dem menschlichen Körper. Oder, um noch ein anderes Bild zu gebrauchen, sie sind gleichsam der Generalbaß, der alles durchzieht, der wohl die verschiedensten Harmonien zuläßt, aber mit dem doch nicht jeder willkürliche Einfall vereinbar ist. Darauf Rücksicht nehmen heißt nicht, unsere Kultur der Verknöcherung und Erstarrung übergeben, sondern es heißt, sie vor schädlichen Ideen und zynischen Experimenten bewahren, die bloße Kraftverschwendung bedeuten und die gerade ihrerseits, aus Reaktion, Verknöcherung und Erstarrung bewirken. Vor allem heißt es die Gegenwart auf einen Boden stellen, von dem aus allein ein fruchtbarer Fortschritt gelingen kann. Der äußerlich-organisatorische Fortschritt zwar scheint sich nach einer Art von Gravitationsgesetz fast zwangsmäßig zu vollziehen. Der innerlich-kulturelle aber muß sich an die Gesetze organischen Werdens halten, welche die vitalen Kräfte der Vergangenheit mit denen der Zukunft verbinden. Eine solche lebendige Weiterentwicklung, die mehr als ein bloßes mechanisches Weiterführen ist, beruht aber auf einer besonderen produktiven Potenz, auf einer Art geistiger Zeugungskraft. Diese ist nicht schlechthin vorhanden, vielmehr scheint sie ihre Wurzel zu haben im Metaphysischen und Religiösen, das zwar historisch gegeben, aber seinem Wesen nach dem Zeitlichen transzendent ist. So ist ein tiefes Wurzeln in der Vergangenheit Bedingung einer fruchtbaren Arbeit für die Zukunft. 1/1 22-11-22